

Alex Kurz: „Kirche in der Postmoderne“ Referat anlässlich der Tagung des Landeskirchenforums vom 7. November 2009 in Zürich

Zu meiner Person

Mein Name ist Alex Kurz, ich bin seit fast zwanzig Jahren Pfarrer, verheiratet und in Rohrbach in einem 80%-Pfarramt tätig. Im Jahr 2000 ergab sich für meine Frau und mich die Möglichkeit zu einem dreijährigen Ausstieg aus dem kirchlichen Dienst, den wir zur Weiterbildung genutzt haben. Mir war in den 1990-er Jahren bewusst geworden, dass sich in der Gesellschaft etwas sehr Grundsätzliches am Verändern war, das ich nicht wirklich zu deuten wusste. Beispielsweise hat sich in jener Zeitspanne die Zahl der kirchlichen Trauungen in unserer Kirchgemeinde auf etwa einen Drittel reduziert. Der stillschweigende Akzeptanz von Taufe und Konfirmation als "rites de passage" weichte sich auf, und ich begegnete erstmals Menschen mit einem dezidiert ästhetischen Zugang zur Kirche und zu kirchlichen Handlungen (Frage eines Traupaars: Haben Sie nicht noch einen älteren Pfarrer mit Bart im Sortiment?).

Gleichzeitig wurde Samuel Lutz Synodalratspräsident der bernischen reformierten Kirche und sorgte mit seinem umstrittenen Leitbild der Berner Kirche als einer "offenen Weg- und Suchgemeinschaft" für einen bleibenden Anstoss in mir. Für mich war es daher Zeit, wieder einmal über die Bücher zu gehen und über Identität, Möglichkeiten und Profil (m)einer Kirche nachzudenken. Denn die Aussicht, meine besten Jahre damit zuzubringen, einer sterbenden Institution ein würdiges Begräbnis bescheren zu helfen, reizte mich nicht sehr.

So machte ich mich hinter eine Dissertation zum Thema "Kirche, Glaube und Theologie in der Postmoderne". Ich habe mich in den drei Jahren unseres Ausstiegs intensiv mit den philosophischen Grundlagen der sog. "Postmoderne" auseinandergesetzt, und die dadurch gewonnenen Erkenntnisse und Klärungen haben mich unter anderem motiviert, 2003 wieder in ein Pfarramt einzusteigen. Ich konnte meine Diss 2005 abschliessen, sie ist zwei Jahre später im Kohlhammer Verlag unter dem Titel "Zeitgemäss Kirche denken" erschienen. Falls mein Referat zur fortgesetzten Beschäftigung mit dem Thema anregen sollte, habe ich heute einige Exemplare dabei.

- In einem ersten analytischen Teil meines Referats werde ich zunächst versuchen, den Begriff der "Postmoderne" etwas präziser zu umreissen und zu beschreiben, was dazu geführt hat, dass wir heute in einem anderen kulturellen Kontext leben als vor 20 Jahren.
- In einem zweiten Teil werde ich zwei Reaktionsmuster aufzeigen, mit denen Kirchen auf den postmodernen Kontext reagieren, und die ich beide als falsch ansehe. Ich werde einen dritten Weg vorschlagen, der mir richtig, theologisch verantwortbar und gangbar scheint.
- Der dritte und letzte Teil des Referats widmet sich einigen praktischen Möglichkeiten, die sich aus meinen Gedanken ergeben. Es werden keine fertigen konzeptionellen Ideen sein. Vielmehr geht es mir darum, zu einem ganz bestimmten Denken anzuregen, das die ganze kirchliche Arbeit

auf spezifische Art zu prägen und auszurichten beginnt. Es ist ein Denken, welches die Logik des Evangeliums in einer beliebigen kirchlichen Situation aufzuschlüsseln beginnt und sie der gesellschaftlich vorherrschenden Logik entgegen setzt.

Ich werde hin und wieder Gelegenheit geben für Rückfragen, bitte jedoch schon jetzt um Verständnis dafür, dass wir die heute angeschnittene Thematik nicht im Plenum erschöpfend werden besprechen können.

1. Die Geburt der Postmoderne

1.1. Was ist geschehen? Eine postmoderne Deutung

Postmoderne, wie wir sie traditionellerweise (d.h. mit modernen Augen) sehen: ... In den vergangenen fünfzig Jahren hat sich die westliche Welt in hohem Mass verändert. Neue Technologien führen zu neuen Auffassungen, Meinungen werden vergleichbar, Werte relativieren sich in der Flut von Meinungsumfragen. Es kommt zu einem Wertewandel, Stabilitäten lösen sich auf, Beliebigkeit macht sich breit.

Was im überschaubaren Kontext einer stabilen Gesellschaftsordnung vorgegeben war, wird im ausufernden, pluralistischen globalen Umfelds zur reinen Option, zur persönlichen Wahl, zum blossen Stilmerkmal.

Eine solche Auffassung von der Wechselwirkung zwischen Menschen und Medien wird vermutlich auch hinter der Frage gestanden haben, die der Universitätsrat der Regierung von Québec dem französischen Philosophen *Jean François Lyotard* 1979 als Auftragsarbeit zu einem Essai gestellt hat: "Welche Veränderungen für das Wissen in den am höchsten entwickelten Industriegesellschaften sind unter dem Einfluss der neuen Informationstechnologien zu erwarten?"

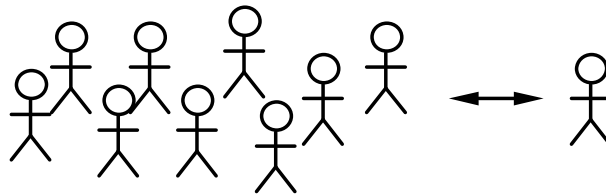
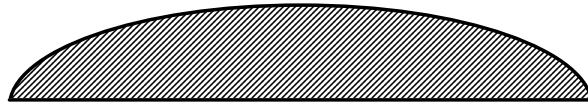
Lyotard verfasst daraufhin seine berühmt gewordene Schrift *La condition postmoderne* in der er erstmals versucht, dem freischwebenden Begriff der Postmoderne ein schärferes Profil zu verleihen. Er kehrt zu diesem Zweck zunächst die Fragestellung radikal um: Technologische Entwicklungen, so argumentiert er, passieren nie einfach zufällig. Sie werden vorangetrieben oder verhindert, sie werden gefördert oder unterdrückt.

Die Frage muss also anders lauten, nämlich: Was ist in den modernen Gesellschaften geschehen, dass die Entwicklung von neuen Informationstechnologien derart rasant und prioritär vorangetrieben wird?

Und die Antwort, die *Lyotard* in "*La condition postmoderne*" vorstellt, sei im Folgenden kurz dargestellt:

Lyotard geht davon aus, dass jede Gesellschaft sich auf einen kollektiv geteilten Hintergrund beruft, eine Art gesellschaftlich geteilte Ideologie, die sich aus Traditionen, Überzeugungen und Auffassungen speist. *Lyotard* bezeichnet diesen Hintergrund als "narratives Wissen" resp. als "grosse Erzählungen". Sie bilden so etwas wie ein weltanschauliches Referenzsystem, einen unhinterfragten Rahmen, in den die persönlichen Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten eingebettet sind

Moderne



Gemeinschaft des/r Normalen

Aussenseiter

Im traditionellen abendländischen Kontext beispielsweise speiste sich die grosse Erzählung aus römisch-hellenistischen und christlichen Quellen (z.B. Ideal der Redlichkeit im Handel, Dualistische Denkweise gut-böse, oben-unten, christliche Moral, Schutz des Schwächeren), aber z.T. auch aus archaischen Quellen.

Der Begriff der "grossen Erzählung" ist also ein Sammelbegriff und beschreibt - eher pragmatisch als streng definitorisch - das Set aus Vorgegebenem, das keinem bewusst ist, das jedoch alle teilen, ohne es zu hinterfragen. Man hat *Liotard* den Vorwurf gemacht, er habe den Begriff der "Grosserzählung" nie wirklich genau definiert. Dieser jedoch sieht gerade im Anspruch auf klar definierbare Kategorien einen der Gründe, weshalb Grosserzählungen weithin unerkannt geblieben sind.

Die Moderne, so *Liotard*, hat Mühe mit Unschärfem. Sie steht tendenziell in der Frontstellung gegen narratives Wissen. Durch "Aufklärung" sollen die metaphysischen Bestände aus dem abendländischen Denken getilgt werden zu Gunsten von Klarheit und Vernunft. Die Erfahrung des 30-jährigen Krieges führte zur Auffassung, dass sich der Wahrheitsbegriff nicht mehr verbindlich aus Offenbarungsquellen begründen lasse, sondern aus rationalen Einsichten und nachvollziehbarer Argumentation hervorgehen müsse. Die Fokussierung auf die Vernunft und die Koppelung von Macht an rationales Wissen hatten zum Ziel, die traditionellen gesellschaftlichen Dogmen und die aus ihnen entstehenden Hierarchien durch eine permanente Argumentation und durch die Möglichkeit eines Plausibilitätserweises zu ersetzen.

Dieses Ziel, so *Liotard* wurde faktisch weit weniger erreicht als angenommen. Statt die "grossen Erzählungen" auszuschalten, entwickelte die Moderne ihre eigenen Mythen und unhinterfragten Ideologien. Als Beispiele nennt *Liotard* beispielsweise die "Emanzipatorische Befreiung des Subjekts" (frz. Revolution), die "Teleologie des Geistes" (Hegel) oder die "Hermeneutik des Sinns" (Gadamer). Sie alle stellen gesellschaftliche Überzeugungen mit weltanschaulichem Charakter dar. Sie haben die Moderne geprägt und charakteristisch gestaltet (z.B. das moderne Bildungswesen, der moderne Fortschrittsglaube, die Universalität der Menschheitsgeschichte). Doch es sind Überzeugungen,

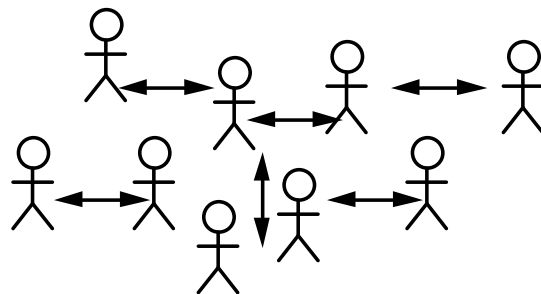
Selbstbilder, Zielvorstellungen, die in ihrem Kern ideologisch sind.

Im normalen Verlauf des Alltags lässt sich diese Tatsache leicht übersehen. Es bedurfte einer grossen Krise, um die Mythen der klassischen Moderne zu erkennen und - in ihrem Versagen - zu entlarven. Zu dieser Krise kam es durch die beiden Weltkriege. Was in ihnen geschah, widersprach den Zielen und Erwartungen der Aufklärung dermassen, dass diese an ihren eigenen Überzeugungen scheiterten (z.B. "Emanzipative Befreiung" als Argument zur Legitimation des Nationalsozialismus; Fortschrittsterminologie als Begründung sozialdarwinistischer Denkansätze, Hermeneutik des Sinns als Unterdrückung des Anderen, der den Sinn meiner Logik nicht versteht und ergo böseartig oder dumm ist ... jedenfalls zu erziehen oder zu bestrafen).

Diese Krise der beiden Weltkriege markiert für *Lyotard* das Ende der klassischen Moderne und zugleich die Geburtsstunde der Postmoderne. Es ist eine *reflexiv* gewordene Moderne, die verstanden hat, dass jede Logik eine *abgeleitete* ist (Freud, Nietzsche), dass es *keine prämissenlose, universale Vernunft gibt*, und dass sich die aufklärerischen Ideale ohne weiteres instrumentalisieren lassen, z.B. zur Sicherung, Vermehrung und Legitimation der eigenen Macht (Nietzsche). Modernes Denken bietet keinen wirksamen Schutz vor seinem eigenen Missbrauch.

Die Situation des Wissens stellt sich nun also wie folgt dar:

Postmoderne



Was ist normal? Wer ist Aussenseiter?

Statt eines einheitlichen Dachs, unter das sich die verschiedenen Formen des Wissens sammeln, kommt es zu einer Vereinzelung und Isolierung des Wissens und zur Notwendigkeit, situativ kommunikative Brücken zu schlagen. *Und daraus, so Lyotard, resultiert die rasante Entwicklung moderner Informationstechnolo-*

gien. Sie werden *notwendig*, um den (bilateralen) Austausch von Wissen zu ermöglichen.

Lyotard sieht im Zerbruch der Grosserzählungen nichts Schlechtes. Er weist die Trauer um das Verlorene einem anachronistisch gewordenen modernen Denken zu. Er rechnet auch nicht damit, dass sich eine neue Grosserzählung bilden wird, denn es braucht sie gar nicht mehr. Die neue Situation bildet ein prozessuales Entwicklungsfeld, in dem es keine vereinheitlichende Ideologien mehr braucht. Statt dem Bestreben, sich im Kern aller Dinge einig zu sein, plädiert *Lyotard* dafür, die Differenz zum jeweils anderen zur Kenntnis zu nehmen und die pluralistische Ausgangslage, die sich daraus ergibt, vollumfänglich zu akzeptieren.

1.2. Keine neue Grosserzählung?

Mit diesem seinem Denkansatz ist *Lyotard* bahnbrechend geblieben. Zu fragen ist, ob er mit seiner Behauptung richtig lag, dass sämtliche Grosserzählungen in der Postmoderne ausgedient hätten. Eine gewisse Ahnung, in welcher Hinsicht das oben beschriebene Szenario wieder unter eine vereinheitlichende Klammer geraten könnte, hatte er nämlich:

Industrielle Konzerne könnten das Wissen, d. h. die wissenschaftliche Forschung, für ihre Zwecke instrumentalisieren, um ihren Wissensvorsprung in einem globalisierten Wettbewerb gewinnbringend einzusetzen. Wissen würde dann zum reinen Handelsgut, das nach den Gesetzen der *Performativität*¹, also nach wirtschaftlichen Kriterien, gefördert würde. „Es ist mehr der Wunsch nach Bereicherung als der nach Wissen, welcher den Technikern zuerst den Imperativ der Verbesserung der Leistungen und der Realisierung der Erträge aufzwingt. Die <organische> Verbindung von Technik und Profit geht ihrer Verbindung mit der Wissenschaft voraus.“² Eine solche Entwicklung würde den gesamten Fundus an Wissen gewissermassen „kapitalisieren“: „Die Frage, die, explizit oder nicht, von dem auf seine berufliche Laufbahn orientierten Studenten, dem Staat und von der Institution der höheren Ausbildung gestellt wird, ist nicht mehr: Ist das wahr? Sondern: Wozu dient es? Im Kontext der Merkantilisierung des Wissens bedeutet diese letzte Frage meistens: Ist es verkaufbar?“³

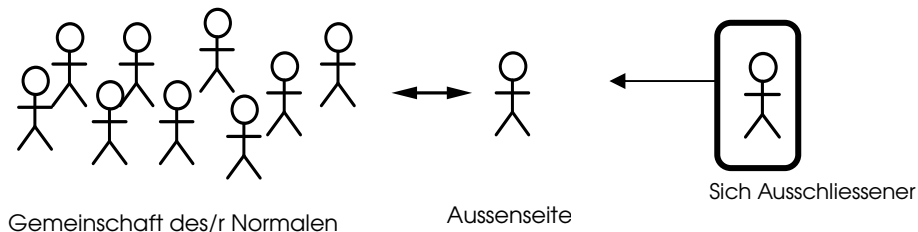
Die Gefahr, dass es dazu komme, schätzt *Lyotard* freilich als gering ein. *Performativität*, so argumentiert er, könne nur in einem stabilen System zum *Ziel* der Wissensvermehrung werden. Diese Stabilität sei jedoch gerade mit der Postmoderne nicht mehr gegeben, Diskontinuität habe in der geordneten Welt der Moderne Einzug gehalten und fordere ein flexibles und vielschichtiges Set an Wissensformen.

Gerade hier jedoch liegt m.E. seine Fehlleistung. *Lyotard* stirbt 1998, in jenem Jahrzehnt also, in dem sich eine neue Grosserzählung global etabliert hat: Der Markt.

¹ Lyotard, *Das Postmoderne Wissen*, S. 123ff.

² Lyotard, a.a.O., S. 132.

³ Lyotard, a.a.O., S. 150.



Nun lässt sich natürlich einwenden, dass es den Markt immer schon gegeben habe. Er stand jedoch stets unter einer höheren Zwecklichkeit und war in ein Set von ethischen und normativen Vorgaben eingebunden. Nie zuvor war der Markt selbst das Legitimationssystem für alle Formen des Wissens und des Verhaltens.

Heute unterliegt alles und jedes der Ethik von Angebot und Nachfrage (Meinungsumfragen, Trendforschung, je mehr Leute etwas kaufen, desto wahr[scheinlich]er wird es). Das Problem des Marktes im heutigen westlichen Kontext besteht nicht darin, dass er uns Waren verkauft, sondern dass er uns zwingt, alles und jedes als Ware zu verkaufen (vgl. z.B. die Argumentation für exorbitante Managerlöhne – Gewinn für die Firma, keine anderen symbolischen Kategorien der Wertschätzung mehr). **In einer Zeit der verschiedenen Sprachspiele, Kulturen und Ethiken ist der Markt das einzige funktionale Legitimationssystem für Wahrheiten und Werte geworden.**

In dieser Situation finden sich Kirchen vor, und sie kommen nicht darum herum, mit dieser Tatsache irgendwie umzugehen.

Fragen, Kommentare, Kritik

2. Kirchliche Strategien im Umgang mit dem umfänglich gewordenen Markt und seiner Logik

Es sind im wesentlichen zwei Strategien, derer sich Kirchen bedienen.

2.1. Abschottung vom Markt

Die *traditionelle* Strategie der Kirchen besteht darin, die gegenwärtige Situation zu leugnen resp. zu ignorieren. Kirche versteht sich als Körperschaft, die entweder neben dem Markt besteht (traditionelle Freikirchen) oder aber sich selbst als Markt versteht (institutionalisierte Landeskirchen). Es wird eine Sonderstellung geltend gemacht, entweder im Rückzug oder im Anspruch, den religiösen Markt zu regulieren oder zu moderieren. Bsp. die kirchlichen Bemühungen um den interreligiösen

Dialog. Dahinter steckt letztlich der Anspruch, als Institution gewissermassen weiterhin Wahrerin des religiösen Friedens zu sein.

Der Denkfehler dabei: Kirche ist nicht (mehr!) das Forum, auf dem religiöse Streitfragen beurteilt werden, sondern ein *Teilnehmer* auf einem religiösen Markt, der viel umfänglicher geworden ist als sie (Bsp. Das Buch "Die Kirchen, Sondergruppen und religiösen Vereinigungen" - 6 Auflagen lang von Oswald Eggenberger, einem reformierten Pfarrer, herausgegeben, erscheint ab der 7. Auflage unter der redaktionellen Leitung des Religionswissenschaftler Georg Schmid ... Wechsel in der Wahrnehmung des Pfarrers: vom Fachmann für religiöse Belange zum Kirchenvertreter).

Ein falsches Selbstbild jedoch hat verheerende Folgen für die Aussenwahrnehmung: Was kirchlich-insidermässig beispielweise als Offenheit und Integrationsfähigkeit verstanden wird, liest sich von aussen leicht als Profillosigkeit. Was Schiedsrichter sein soll, liest sich als Konkurrenzverhalten und Hegemonialanspruch. Gerade ihre Offenheit wird also den institutionalisierten Kirchen tendenziell (und vermehrt) negativ ausgelegt werden (z.B. geht der Megatrend der Spiritualität fast gänzlich an den institutionalisierten Kirchen vorbei).

Die katholische Kirche hat dies übrigens klarer erfasst, vgl. die Schrift "Domine Jesu", in der profiliert an der Vorrangstellung der katholischen Kirche explizit festgehalten wird.

2.2.) *Taufen des Marktes*

Eine zweite kirchliche Strategie läuft daraus hinaus, Kirche "markttauglich" zu machen. Evangelium mutiert dann zu einer Art Lebenshilfe, Glaube zu einer Kraft, die das Diesseits besser gestalten hilft und die Kontingenz des Lebens besser bewältigen lässt. Jesus wird zum Wellnesstrainer für einen gesunden Lebensstil.

Kirchen, die sich darauf einlassen, bedienen sich der Erkenntnisse der Marketingstrategen: sie definieren ein bestimmtes Kundensegment werben mit dem Evangelium als ihrem Produkt. Neu gewonnene Kunden werden alsbald in eine exorbitante Wachstumsstrategie eingebunden (Saddleback). Ich bin mir wohl bewusst, dass ich hier manch Gutes und vor allem gut Gemeintes kritisch hinterfrage, aber es gibt mir schon zu denken, dass einer der Teilnehmenden eines Wirtschafts-Nachdiplomstudiums das Saddleback-Konzept von *Rick Warren* spielend als reine Marketingstrategie analysieren konnte. Sein Kommentar: "Das wird auf jeden Fall funktionieren - da brauchst Du keinen heiligen Geist dazu."

Es ist im Grunde die Unterhöhlung theologischer Begriffe, welche die Vergeistlichung der Marktlogik so verführerisch macht. Segen = Wachstum; Mission = Mitgliederwerbung; Gottesdienst = Wohlfühlphase; Hl. Geist = Strategie (oder er verwendet wenigstens eine).

Das Problem besteht darin, dass sich Kirchen mit dieser Strategie durch *nichts* vom Stil und den Zielen anderer Marktteilnehmenden unterscheiden. Statt ein Stück *Gegenkultur* zu sein, werden Christen zum reinen Gesinnungsverein - mit mässigem Erfolg

übrigens. Laut der soziologischen Studie von *Roland Campiche* hat sich die Anzahl der "exklusiven Christen" in der Schweiz innerhalb von zehn Jahren halbiert (1992 Studie: Jede/r ein Sonderfall, 13,6% exklusive Christen; 2002 Studie: Die zwei Gesichter der Religion, 7,4% exklusive Christen - und dies trotz [oder wegen?] aller Strategien, welche die westliche Christenheit gerade in jener Zeit entwickelt hat).

Wir setzen auf das Falsche, meinen beispielsweise, es sei ein grossartiges Zeichen, ein Stadion mit Betern zu füllen, dabei schafft das jeder bessere Fussballverein Woche um Woche. Die lesbare Botschaft vieler unserer Anlässe und Bemühungen besteht darin, dass sich hier Gleichgesinnte zur Gestaltung ihrer Freizeit zusammenfinden. Der Unterschied zu dem, was Kirche in ihren Anfängen stark gemacht hat, könnte nicht grösser sein (Gal. 3,28: "*Da ist weder Jude noch Grieche, da ist weder Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Frau. Denn ihr seid alle eins in Christus Jesus.*").

Ich behaupte, dass eine Gemeinde, in der hundert Menschen unterschiedlicher Hautfarbe, sozialer Milieus, stilmässig verschiedener Vorlieben Christus anbeten, bis heute eine unvergleichlich grössere Anziehungskraft hat, als eine Kirche mit 1000 Gleichgesinnten, deren Kontakt untereinander sich auch aus beliebigen anderen Gemeinsamkeiten erklären lässt.

2.3.) *Wenn nicht Abschottung und nicht Anpassung - was dann?*

Kirche war zu jeder Zeit dort am stärksten, wo sie gesellschaftliche Gegebenheiten für ihre Zwecke *instrumentalisieren* musste und zu instrumentalisieren wusste. Darauf hat Jesus uns im übrigen selbst verpflichtet (Mt 10, 16: "*Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; seid also klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.*").

Es ist also die gedankliche Freiheit des *Aussenseiters*, welche die Vorgänge innerhalb des Marktes von kirchlicher Perspektive aus durchschaubar machen. Aber nur, wenn wir die *Aussenseiterperspektive* nicht scheuen, und das ist nur dann möglich, wenn wir uns dezidiert im Innern des christlichen Glaubensgebäudes bergen und dort - bei den Wahrheiten und Einsichten des Evangeliums - eine charakteristische Ausrichtung gewinnen, die wir der Logik des Marktes entgegensetzen können.

Kirche ist auf dem Markt aber nicht vom Markt ... Beispielsweise ist uns nirgends im ganzen NT aufgetragen, Reich Gottes zu *bauen*. Die Gleichnisse sprechen vom Aussäen resp. einer Saat, die *von selbst* aufgehen wird. Sie sprechen vom Einzelnen gegenüber der Menge, von Erwählung, die mit weltlicher Anfeindung einhergeht. Wenn wir uns wieder zu solchen Grund-Sätzen bekennen, werden wir eine ungeheure Freiheit gewinnen, anachronistisch zu wirken und etwas von der spirituellen Logik des Evangeliums lesbar zu machen.

Bsp. Verrechnung (und anschliessendes Schenken) kirchlicher Dienstleistungen an Nicht-Mitgliedern; kairotisches Wirken - situative Verantwortungsethik statt Normen und Standards; aber auch z.B. Loslassen von Kontrolle und Verantwortung (freiwillige Spenden für kirchliche Projekte und Mitarbeitende).

Im Gegensatz dazu stehen alle missionarischen Bemühungen, die Erfolge *berechnen* wollen, Bsp. Basler Credo (Bibel Parcours, Basler Gebetsbuch, die Bibel lesen - und zum Schluss ... die Beitrittskampagne, die beredt davon Zeugnis ablegt, worum es bei all den frommen Bemühungen eigentlich geht ...)

Das Problem besteht darin, dass wir von den Besten durchschaut werden, und die Wachsten, Reifsten verlieren und vergraulen, wenn wir uns der Logik des Marktes nicht widersetzen.

3. Hilfestellungen und praktische Möglichkeiten

In diesem dritten und letzten Teil möchte ich Anstösse geben, die in ganz unterschiedlichen Kontexten helfen, Evangelium verständlich zu machen, Kirche zu gestalten, zu erneuern und zu profilieren.

3.1. Innensicht - Aussensicht

Wir müssen der Unterscheidung von Innensicht und Aussensicht des Glaubens Rechnung tragen und beide Positionen einnehmen können. D.h. wir müssen fähig sein, Christentum als eines unter vielen religiösen Konstrukten zu akzeptieren und zugleich bekennen, dass wir in dieses Konstrukt Eingang gefunden haben, dass wir diesen Eingang als Offenbarungsgeschehen auffassen, und dass uns im Innenraum des Glaubens die religiösen Anschauungen des Christentums zur Wahrheit geworden sind.

Erst wenn wir selbst die Unterscheidung von Innen und Aussen an uns nachvollziehen, können wir glaubwürdig machen, dass jede/r eine "religiöse" Innensicht hat (auch Atheisten, Pantheisten, VertreterInnen von pluralistischen Religionsverständnissen). Es gibt keine objektiv überlegene Glaubensansicht, nur gesellschaftlich breiter und weniger breit vertretene Auffassungen.

3.2. Funktionale Brücken, strukturelle Analyse

Die postmoderne Frage schlechthin ist jene nach dem "Warum?" (funktionale Fragestellung). Christen müssen reflektieren und Bescheid geben können, weshalb sie (funktional) etwas tun. Dann jedoch braucht es die Ergänzung, dass Glaube im Funktionalen nicht aufgeht. Also: Warum Gebet? Weil es erlaubt, Distanz zum Alltag zu gewinnen und sich neu auszurichten ... *aber* für mich als Gläubigen ist es darüber hinaus und *eigentlich* ein Gespräch mit meinem Gott.

3.3. Gelesen werden statt verstanden werden

Je weniger Kirche verstanden wird, desto mehr wird sie gelesen. Der Unterschied besteht darin, dass bei Letzterem kein gemeinsames Referenzsystem des Glaubens mehr geteilt wird. Besteht ein solches, lässt sich Unwichtiges von Wichtigem unterscheiden und man kann sich aufs Wichtige konzentrieren. Wenn die gemeinsam geteilte Sprache resp. der gemeinsame weltanschauliche Boden nicht mehr besteht, werden alle möglichen und unbewussten Details einbezogen, um sich ein Bild, einen Eindruck vom Gegenüber und seiner Auffassung zu machen. Es ist also in vermehrtem Mass nicht mehr das, was wir organisieren, aufbauen und verkün-

den, sondern das, was wir leben, das gelesen und verstanden wird. Zum Beispiel wird in unserer Kirchgemeinde überproportional und weit über die Gemeindegrenzen hinaus wahrgenommen, dass wir drei Pfarrer eng und freundschaftlich zusammen arbeiten - etwas, das und von unseren Kirchenprogrammen her vergleichsweise nebensächlich erscheint und nicht einmal viel Kraft kostet. Es lässt sich nur mutmassen, wie sehr kirchliche Uneinigkeiten und Streitereien faktisch gegen Kirche und den christlichen Glauben sprechen.

Also: lieber glaubwürdig Fehler machen und Busse tun als unglaubwürdig heilig sein. Dies ist die grosse Chance, dem "Christus in mir" Raum zu lassen.

Fazit und Schluss: Die Postmoderne und das aus ihr hervorgehende Marktparadigma bieten ein weites Feld, Kirche neu zu profilieren, Glaube denkend zu verstehen und neu verständlich zu machen sowie eine Theologie zu betreiben, welche die Logik des Evangeliums frei legt und konkret anwendbar macht.

Fragen, Kommentare, Kritik

Rohrbach, im November 2009, Alex Kurz